

Die junge Generalin.

Von Carl Nußmann. Deutsch von Bernhard Mann.

Die Sommerjonne scheint von dem strahlenden blauen Himmel hell und klar aus den gelben sandigen Strand des nordspanischen Badoeris. Ein Herr geht die Treppe hinab, die von dem vornehmen Hotel nach der Küste führt. Mitten auf der Treppe trifft er eine Dame. Sie ist kaum mehr als zwanzig Jahre alt, und sie sieht noch jünger aus. Ihre hohe Gestalt umschließt ein einfaches, engsitzendes Kleid, dessen dunkler Stoff die jugendliche jungfräuliche Schlantheit noch weiter hebt. In ihrem blassen jungen Antlitz, das die süßliche Sonne leicht gebräunt hat, leuchten ein Paar tiefblauer Augen mit träumerischem Ausdruck.

Der Herr tritt einen Schritt zur Seite. Er greift unwillkürlich nach seinem Hut, als wolle er grüßen. Die Hand hält indessen auf halbem Wege inne. Die Augen der zwei sich Begegnenden streifen sich. Der Herr läßt die Hand sinken, und die Dame geht vorbei, während sie den Kopf beugt. Ihre dunkle Erscheinung bleibt lange in der Menge der vielfarbigen Badoeris sichtbar, die den Strand besetzen. Der Herr starrt ihr schweigend nach, während sie in einem Strahlend verschwindet. Dann scheint er plötzlich einen Entschluß gefaßt zu haben. In einigen wenigen Schritten klettert er die Treppe hinauf geradwegs in das Vestibül des eleganten Badohotels, wo er den Portier schnell rief: „Wer ist die Dame, die soeben nach dem Strand hinunterging?“

„Das ist die Frau General Gomez,“ antwortet der Portier geschäftsmäßig.

Die Frau General Gomez? Sollte sie wirklich mit einem General verheiratet sein? Kaum denkbar. Es scheint aber doch so, obgleich die Dame ja rechtlich jung ist. Sie können sich selbst im Fremdenbuch überzeugen. Bitte hier — Nummer 7.“

Der Herr greift schnell nach dem Buch. Richtig, hier steht Nr. 77 — Generalin Margareta Gomez, Madrid. Langsam steigt der Herr wieder die Treppe nieder, während er seinen Blick über den Strand schweifen läßt. Die finsternen, steilen Felsen mit den Forts auf der Spitze bilden einen unklaren, verwiterten Rahmen um das lächelnde Joch. In hellen, dicht anliegenden Badoeris, die in allen Regenbogenfarben schillern, werden die Frauen von barfüßigen, sonnenverbrannten bispantischen Fischern ins Meer hinausgetragen. Draußen im Tau herrscht jedesmal, wenn eine große Woge herangebraust, omm, Jubel und lautes Lachen, und sie bemühen sich, ihrem Anprall Widerstand zu leisten. Am Strande spielen Knaben und Mädchen barfuß und ochaufgeschürzt und hauen Wälle und Festungen, die bald wieder ein Opfer der Flut werden.

Die Augen des Herrn suchen lange, hne zu finden. Schließlich faßt er einen Entschluß. Er geht an den Strand hinunter. Verhohlen sucht ein Blick die Besitzerin jedes Korbes zu ergründen. Plötzlich bleibt er vor einem von ihnen stehen, reißt mit dem ceremoniellen Gruß seinen Hut ab und sagt: „Guten Tag, Margareta! Kennst du mich wieder?“ Die dunkle Dame erhebt sich. Ein reudenstrahl durchdringt ihre träumerischen Augen, und sie sagt, während er ihm die Hand entgegenstreckt: „Ja, leul! Ich kenne dich wieder, und ich annte dich gleich, als wir uns auf der Treppe trafen. Es hat mir wehe, daß du mich nicht grüßtest.“

„Darüber wunderst du dich?“ sagt er.

„Ja, darüber wundere ich mich — undere ich mich sogar in hohem Maße.“

„Wirklich! Und doch sollte ich dich auch dem Geseheenen als eine reude betrachten.“

„Und was ist geseheenen?“

„Was geseheenen ist? Ich muß gehen, Margareta, das die Reihe des erstaunens jetzt an mir ist. Ich habe dich seit unserer Jugend geliebt und agebet. Ich habe, als wir ganz ein waren, hier am Strande mit dir gespielt. Ich bin dein Ritter gewesen ad habe dir eine Burg im Sande geend, während du mir ebenso bewunnd zuschaufest, wie die kleinen Mädchen drüben, die den frischen ungen eifrig bei ihrer Arbeit helfen. Wiez Treue haben wir uns im genenigen kindlichen Vertrauen gezworen. Ich küßte dich, die Jungau, als ich, um das Glück zu suchen, die Welt hinauszog. Du versochst mir, daß du mir allein angehen wollest.“

„Und jetzt, wo ich heimlehre, nach mich mit deinem Bilde als mich nie lassendes Amulett das Glück aufsucht habe, finde ich dich als das Einikum eines Anderen vor.“

„Paul, ich muß dir erklären, sie...“

„Was willst du mir erklären? Hast du dich mit einem jungen, stattlichen Manne, einem Manne verheiratet, der alle behörenden Eigenschaften des Jünglings besitzt, so hätte ich in vor Eiferfucht vielleicht gedödet. Immerhin hätte ich dir, dem Weibe, ergeben können. Daß du dich aber dem alten, verdorrten Greise in die me warfst, den deine frische Juude reizte...“

„Ich verbiete es dir, so von dem Manne zu sprechen, der...“

„Du verbietest es mir, so zu sprechen. Nun gut, ich werde dich bald von meiner Gegenwart befreien, und du wirst mich nie wiedersehen. Jetzt, während wir allein sind, muß ich mich aber ausdrücken. Der Augenblick ist günstig. Wer weiß, ob er je wiederkommt. Ich erinnere mich sehr wohl deines alten Oheims, des Generals Gomez. Ich erinnere mich sehr wohl dessen alten Oheims, des Generals Gomez, dessen Augen immer auf dir ruhten und jeder deiner Bewegungen folgten. Ich glaube, daß er dir ein väterlicher Freund sei, und ich glaube, daß die Liebtsungen, mit denen er dich überschüttete, der Zärtlichkeit eines warmen Herzens ohne erotischen Beigeschmack entsprangen.“

„Ich schauderte bei dem Gedanken, daß du dich ihm opferst, daß du deine Schönheit der Lüsterheit eines Greizes preisgeben und es duldest, daß die väterlichen Liebesbezeugungen sich zu einem Etwas veranderten, so für mich allerdings die Worte fehlen.“

Die Generalin hat sich erhoben. Ihre zarten Wangen erglühen vor Jörn, ihre tiefen, blauen Augen leuchten, und während sie mit dem Fuße auf den Boden stampft, ruft sie aus: „Ich verbiete es Ihnen, so von dem Manne zu sprechen, der vor Gott mein rechtmäßiger Gatte und Beschützer war. Gehen Sie! Man fängt bereits an, auf uns aufmerksamer zu werden.“

„Er war Ihr rechtmäßiger Gatte? Ist er es denn nicht mehr?“ fragte Paul leise und innig. „Er ist alt tot oder sind Sie...?“

„Rein, ich habe ihm bis zuletzt treu angehört. Er starb aber als Held an den Wunden, die er sich im Kampfe für das Vaterland zugezogen hat.“

Paul lästet den Hut und sagt: „Ich bedauere aufrichtig, daß ich in meiner grenzenlosen Eiferfucht und Enttäuschung in dieser Weise von einem Toten sprechen konnte. Ich bitte Sie, mir zu vergeben, wenn ich sein Andenken trünte. Ihnen kann ich, egalich Sie jetzt frei sind, es aber nicht verzeihen, daß Sie unsere junge Liebe der Aussicht auf Rang, Ansehen und Würde opferten.“

„Paul, ich verbiete es Ihnen, so weiter zu mir zu sprechen. Wenn Sie jetzt ruhig sein wollen, will ich Ihnen Alles erklären. Sie verdienen es zwar nicht. Denn durch Ihr Betragen haben Sie sich jedes Recht darauf verschert. Ich thue es aber, weil ich es mit selbst schuldig bin, mich zu rechtfertigen.“

Paul verbeugt sich und nimmt neben der Generalin im Strandlorbe Platz. Unten am Strande sind die Kinder jetzt wieder mit ihrem Festungsbaue beschäftigt, und die habenden Domen lassen die eine Woge nach der anderen über ihren Köpfen zusammenlagern. Niemand beachtet die Weiten; die still nekeninander im Schatten des Strandlorbes dösen. Das Drama, das man einen Augenblick erwartete, hat sich nicht vollzogen. Zurückgeblieben ist ein Paar von der Art, wie man sie an der nordspanischen Küste in jedem zweiten Strandlorbe trifft, zwei Zuchttauben in einem Schlag.

Die Generalin spricht leise und schnell, während Paul's Augen nicht von ihr weichen.

„Sie wissen, daß es mein höchstes Wunsch war, Künstlerin zu werden. Ich besuchte das Konseratorium in Madrid und ich hatte es in meinen Studien schon recht weit gebracht. Da brach der spanisch-amerikanische Krieg aus. Die großen Plantagen meiner Familie auf Ruba wurden verwüstet und die Handelsläufer stellten ihre Zahlungen ein. Ueberall war Noth und Elend. Onel Gomez allein stand mir zur Seite. Er stellte mir den dritten Theil seines Gehaltes zur Verfügung und ermöglichte mir dadurch die Fortsetzung meiner Studien.“

„Das klingt ja sehr hübsch. Es fragt sich nur, welche Beweggründe ihn leiteten.“

„Lassen Sie mich aussprechen und unterbrechen Sie mich nicht. Sonst zwingen Sie mich, zu schweigen.“

„Ich bitte Sie, meine Erregtheit zu entschuldigen. Sie wissen, daß meine enttäuschte Liebe allein die Schuld daran trägt.“

„Nur aus Rücksicht auf sie verzeihe ich Ihnen die Worte, die Sie sicher bald bereuen werden. Hören Sie mich jetzt weiter: Eines Tages, gerade in der allerhöchsten Zeit, wurde ich vor einen Familienrat geladen. Man theilte mir mit, daß ein Freier sich gemeldet habe, der meine Hand begehrte. Ich antwortete, daß ich gebunden sei. Meine Angehörigen stürmten auf mich ein. Man fragte mich, was ich von Ihnen zu erwarten habe, und ob Sie geschrieben hätten. Mit niedergeschlagenen Augen mußte ich es verneinen, ja sogar gestehen, daß ich nicht einmal Ihren Aufenthaltsort kannte.“

„Ich habe Ihnen aber täglich, ja stündlich geschrieben und Sie meiner unveränderten Liebe versichert.“

„Das ist richtig. Dies erfuhr ich aber erst weit später. Die sieben Verwandten haben Ihre sämtlichen Briefe an mich unterschlagen.“

hinter den Verrath kam, war es zu spät. Deine Briefe hatten aufgehört, und ich wußte nicht, wo du dich aufhältst.“

„Und ich glaube, daß du mich vergessen hättest, und daß du nichts mehr von mir wissen wollest. Aber trotzdem, Margareta, verhebe ich nicht.“

„Daß ich mich verheirathen konnte.“

„Ja — wie war es nur möglich?“

„Höre mich weiter an. Ich widersehte mich dem Wunsch meiner Familie und wies den reichen Freier ab. Ich schrieb an meinen Oheim Gomez, und er antwortete, daß ich dem Drang meines Herzens folgen solle und daß er es, so lange er lebte, nicht dulden würde, daß man mich gegen meinen Willen zu einer Ehe zwingt.“

„Da glitt ein bitteres Lächeln über Pauls Antlitz, und nur mit Gewalt hielt er einen Jornesausbruch zurück. Margareta fuhr fort: „Dann kam vom Kriegsschauplatz die fürchterliche Nachricht, daß der Oheim lebensgefährlich verwundet sei.“

„Lebensgefährlich verwundet?“

„Ja.“

„Mit großer Mühe gelang es, den Schwerverwundeten nach Spanien und schließlich in's Garnisonslazareth nach Madrid zu bringen. Ich pflegte ihn Tag und Nacht. Ich war in den letzten Stunden seine einzige Freundin, und seine halbgebrochenen Augen suchten mich überall am Krankenlager. — So verging eine lange, traurige Woche.“

Als er bemerkte, daß seine letzte Stunde gekommen war, rief er mich an sein Bett und legte seine fürchterlich abgemagerte Hand auf meinen Arm. Dann sagte er: „Liebe Margareta! Jetzt ist es vorbei. Ich habe ausgeatmet. Ich danke dir für alles, was du für mich gewesen bist. Du warst die Sonne hier in meiner traurigen Umgebung. Ich beklage mich nicht. Der Herr wird mir ein gnädiger Richter sein, denn ich habe immer meine Pflicht gethan.“

„Ich bin aber deinetwegen besorgt, Margareta. Was soll aus dir werden, wenn ich nicht mehr bin. Deine Familie wird dir schon helfen; sie wird aber zur Bedingung machen, daß du den Mann heirathest, den sie für dich bestimmt hat.“

„Ich wünschte von Herzen, daß du deiner Kunst und deiner Liebe treu bleibst.“

„Ich blühte mich nieder und küßte ihm die in Schweiß gebadete, gesurichte Stirn.“

„Hab' Dank, Margareta,“ sagte er, als ich mit meinem Tuch behutsam die Schweißtröpfchen trocknete. Dann fuhr er fort: „Ich habe an alles dies gedacht, und ich glaube einen Ausweg gefunden zu haben. Sende zum Vater und bitte ihn, sobald wie möglich zu kommen.“

„Ich verstand ihn nicht ganz. Ich glaube, daß das Fieber seinen Geist unmaachtet habe. Trotzdem sandte ich sofort zum Vater, damit er ihn mit den heiligen Sakramenten versehen. Demnes war mir klar, daß mein väterlicher Freund und Beschützer seinem Ende nahe war. — Als der Geistliche kam, war der General sehr schwach, aber noch vollständig klar.“

„Sie haben mich mein ganzes Leben lang gelannt, ehrwürdiger Vater,“ sagte er, „und Sie wissen, daß ich immer meine Pflicht gethan habe. Mein Wunsch ist gewesen: „Seinem Vaterland schuldet man alles, was man zu leisten vermag.“ Jetzt schuldet das Vaterland es mir, daß es für die einzige sorgt, die ich hier auf Erden lieb habe.“

„Trauen Sie mich, würdiger Vater, dem jungen Mädchen dort an, auf daß es, bis die Ablösung kommt, meinen Namen trage, und damit es als meine Wittve die nöthige Kraft besitzt, um den Kampf für ihre Liebe erfolgreich zu bestehen. Ich weiß, daß es von dem Tage an, wo es meinen Namen ablegt, dem Vaterland nicht weiter zur Last fallen wird. Liegt hierin eine Sünde, ehrwürdiger Vater?“

„Rein, nicht wenn die Gedanken so rein sind wie Ihre,“ antwortete der alte Priester.

„Dann wurden Zeugen herbeigerufen, und während ich die steife, kalte Hand des Generals in meiner hielt, vollzog sich die Trauung. Als sie vorüber war, sagte er mit einem schwachen Lächeln: „Küß mich jetzt — meine Braut!“

„Ich küßt ihn auf die Stirn, während meine Thränen auf sein Antlitz fielen.“

„Dann nahm er die heiligen Sakramente und hauchte still seinen letzten Athem aus.“

wünschen und hoffen alle, daß der Sommer sich auch ferner warm halten und auf die Gemüther der Badoer günstig wirken möge.

Jörgl's Erbschaft.

Tiroler Humoreske von Rudolf Greinz.

Der Brugger Jörgl aus dem hintersten Dehtal hatte eine Erbschaft gemacht. Natürlich hatte der Jörgl darüber eine ganz narrische Gaudi. Völlig unerwartet war ihm das Geld zugefallen. Eine alte Bas'n irgendwo im Unterland drunten, die er kaum dem Namen nach gekannt hatte, war gestorben. Ihr Vermögen fiel, da sie eine alte Jungfer war, den Verwandten zu.

Auf den Jörgl trafen dreihundert Gulden. Das trafen ihm als ein großes Kapital. Was konnte man da alles anfangen damit? Heirathen wollte er und ein Stück übernehmen. Das war einmal gewiß.

Der Jörgl war nicht mehr ganz jung. Ende der Vierzig. Ein großer, stämmiger Mensch mit schwarzem verwildertem Bart und Haar. Er war Knecht beim Mooshammer. Die Rosina, Dien beim gleichen Bauern. Seit Jahren schon hatten sie ein G'spuß miteinander und sparten ihren Lohn zusammen, um dann einmal heirathen zu können.

Und nun kam dieser Glücksfall. Der Jörgl wollte sein Geld persönlich beim Erben in Innsbruck abholen. Das ließ er sich nicht nehmen. Die Rosina war noch nie in Innsbruck gewesen. Der Jörgl hätte sie gern mitgenommen. Der Bauer aber ließ sie nicht fort. Der schimpfte schon, daß sein Knecht sich ein paar freie Tage ausbat.

Das letzte Mal war der Jörgl vor zwanzig Jahren in Innsbruck gewesen. Er hatte Mühe, bis er sich in der Stadt zurecht fand. Klopfenden Herzens betrat er das Gerichtsbäude. Den Hut, seinen schönen Sonntagshut, hatte er fest unter dem Arm gepreßt und stand nun in demüthiger Haltung vor dem Beamten, der ihm sein Erbtheil auszubahlen sollte.

„Papier oder Gold?“ frug ihn der Beamte.

„Mir war lieber Alles in Silber! Das vergibt mehtra!“ grinste der Jörgl.

Der Beamte gab ihm einen großen Theil Silber, das Andere in Papier. Hocherhabenen Hauptes verließ der Jörgl das Gerichtsbäude. Er tam sich wie ein Kröfus vor. Langsam schlenderte er durch die Straßen von Innsbruck und begaßte die Schaufenster. Waren die schön! So etwas hatte der Jörgl seiner Lebtag noch nie gesehen. Was sollte er nun anfangen? Er beschloß, sich einen recht guten Tag zu machen. Nobel und fein, wollte er's geben!

Zuerst wollte er seiner Rosina was kaufen. Die sollte auch was haben von seiner Erbschaft. Lange stand er vor den Schaufenstern, unschlüssig, was er einhandeln sollte. Etwas Feines mußte es sein und etwas ganz Erit's! Zuletzt erhand er in einer Kunsthandlung ein Bild des Canale grande in Venedig mit Rahmen. Der Rahmen gefiel ihm besonders gut. Ein schwerer Goldrahmen, der prächtig glitzerte. Da würde die Rosina Augen machen!

Mit dem Bild unter'm Arm spazierte er nun vergnügt weiter. Beim Mittagessen, das er in einem guten lürgerlichen Gasthaus verzehrte, hieb er tapfer ein. Auch den Wein ließ er sich schmecken. Nach dem Essen beschloß er, herumzusitzen. Die elektrischen Trams imponirten ihm gewaltig. Als und zu verschwand er auch wieder in einem Wirthshaus.

Als es Abend geworden war, sah er viele Menschen durch die Maria Theresienstraße über den Burggraben eilen. Der Jörgl ging ihnen nach. Die Leute strebten alle in's Theater. Das war dem Jörgl gerade recht. Im Theater war er noch nie gewesen. Das Bild noch fester unter dem Arm haltend, schritt der Jörgl die Stufen zum Innsbrucker Stadttheater hinon. Im Foyer war alles voll Menschen. Man gab Die lustige Wittwe.“ Der Jörgl pflanzte sich vor der Kasse auf. Vor ihm stand ein eleganter gekleideter Herr. Der Jörgl hieß ihn mit seinem Bild ganz unab-sichtlich an.

„So lassen Sie doch auf!“ schimpfte der Herr. Der Jörgl schob das Bild etwas mehr nach rückwärts. Eine ältere, ziemlich beleibte Dame stand hinter ihm.

„Knecht! Knecht! Kennen's mit mei den Bauch ein!“ jammerte sie. Der Jörgl war froh, als der elegante Herr den Schalter verließ.

„I möcht' aa an Platz!“ verlangte er.

„Stehplatz? Gallerie? Parquettsitz?“ fragte ihn die Dame an der Kasse von oben herab.

„s Nabelste halt!“ sagte der Jörgl. „Das Nabelste ist eine Loge“ belehrte ihn die Kassiererin.

„Nacher a Loge!“ forderte er. „Battereloge? Ersten Rang?“

„Die übrigkeit!“ grinste der Jörgl, in der Meinung, daß die höchste auch die beste sei.

„Dös kunntest doch a bissel billiger lass'n!“ meinte der Jörgl und öffnete langsam seinen Geldbeutel.

„Da wird nicht gehandelt! Zahlen!“ Die Kassiererin wurde ungeduldig. Die Leute von rückwärts fingen an zu schimpfen und drängen. Den Jörgl störte das nicht.

„Da hast' acht!“ meinte er und warf vier Gulden auf den Schalter. „Noch zwei Kronen oder das Billet zurück!“ drohte die Kassiererin.

„Dös satra Weiberleut' müass'n doch alleweil recht hab'n!“ lachte der Jörgl, bezahlte noch einen Gulden und ging dann bedächtiger weiter.

Als er seine Loge betrat, fing gerade die Ouverture an. Der Jörgl sah die ersten fünf Minuten ganz laßig. Das Licht, die vielen eleganten Damen, die Musik verwirrten ihn. Sein Bild hatte er in die Ecke gestellt und sich dann auf einen Sessel gesetzt. Den Hut hatte er auf dem Kopfe behalten.

Beim Aufgehen des Vorhangs sah der Jörgl mit offenem Maul auf wie ein Hestelbeißer. So andächtig war er in der Kirche, wenn der Herr Pfarrer predigte, noch nie gewesen. Zuerst verstand er einmal gar nichts. Aber wie die Leute da drunten auf der Bühne herumgingen, sangen und tanzten, das gefiel ihm sehr gut. Nach dem ersten Akt fühlte sich der Jörgl in seiner Loge schon ungemein behaglich. Es genirte ihn nicht im mindesten, daß man ihn im Theater allgemein bemerkte und mit Operngläsern nach ihm sah.

„Teufel, wenn i laht raach'n könn't, war i no' amal so komod!“ dachte der Jörgl. Er überlegte nicht lange, sondern stopfte sich sein Pfeifchen und blies mächtige Rauchwolken von sich. In der Nebenloge hockte eine Dame. Gleich darüber kam ein Polizeimann in Jörgl's Loge.

„Da wird nicht geraucht!“ sagte dieser barsch.

„Ah nit!“

„I thua's glei' aweg, bald i's ausg'raacht hab!“ meinte der Jörgl. „Das müssen Sie sofort weghun! Sonst arretire ich Sie!“

Der Jörgl seckte mürrisch sein Pfeifchen wieder ein.

„Thun Sie den Hut herunter!“ gebot der Polizeimann weiter.

„Soll aa no?“ fragte der Jörgl. „Und bald i'n nit aber thua, was s' schiedt nachher?“ Dabei grinste er den Polizeiführer unverschämt an.

Im Theater sah man nicht mit dem Hut am Kopf! erwiderte dieser.

„Gelt, Du aber hast Dei' Kapp'n schon auf!“ triumphirte der Jörgl.

Der Polizeimann sagte gar nichts mehr, sondern ging und schlug die Logentür geärgert hinter sich zu.

„Dem hab' i aber quat hoach' leucht'!“ lachte der Jörgl und „rammelte“ sich noch behaglicher über die Logenbrüstung.

Den Hut drückte er nun unternehmend auf eine Seite und spuckte gemüthlich vor sich hinunter. Ein älterer Herr mit einer großen Glage, der im Parterre saß, rieb sich seinen tauben Schadel und blickte verwundert herum.

Der zweite Akt begann. Der Jörgl war ganz Aug' und Ohr. Run konnte er schon Alles verstehen, was auf der Bühne gesprochen und gesungen wurde. Beim Liede vom „dummen Reitersmann“, das Hanna Glawari dem Grafen Danilo sang, wurde der Jörgl ganz aufgeregelt. „Gib ihr doch a Busse! Du Tepp, Du!“ schrie er herunter. Allgemeines Halloh im Publikum.

mit leisem Pfeifen oder Schnalzen mit der Zunge.

Als der Vorhang zum zweiten Male fiel, klatschte der Jörgl wie besessen. Er sah, wie sich viele Leute während der Pause verhalten, und verließ nun auch seine Loge. Beim Busse! im ersten Stodwert ließ er sich ein Krügel Bier und drei Schinkenfenemmel geben. Er trug Alles in seine Loge hinauf und wollte es dort in vollster Gemüthsruhe verzehren. Raum war er droben, verflüchtete die Lichter. Der Jörgl stellte das Glas Bier vor sich hin, wickelte die Brote aus dem Papier und fing an zu essen und zu trinken.

„Sie! Hier wird nicht gegessen!“ Ein Herr aus der Nebenloge rüttelte ihn energisch beim Arm. Der Jörgl wollte gerade einen tüchtigen Schluß thun. Er erschrock aber und ließ das Glas sammt dem Bier in's Parterre fallen. Unten erhob sich ein fürchterlicher Lärm. Leute in den hintersten Reihen, die nicht wußten, um was es sich handelte, drängten dem Ausgang zu. Damen kreischten. Der Vorhang, der gerade in die Höhe gegangen war, kentete sich wieder. Der Lichter im Zuschauerraum brannten.

„Lass' mi' aus oder nit, Du Sakra, Du verfluchter!“ schimpfte droher der Jörgl zu seinem Nachbar hinüber.

„Ich lasse Sie einsperren!“ brüllte der herüber.

„Schau, daß i Dir eine eim' hau!“ Dös quate Bier! Is ewig schad' drum!“ jammerte Jörgl.

„Sie sind ja betrunken. Sie Läm-mel, Sie!“ schimpfte der Herr herüber.

Der Polizeiführer erschien in der Logentür. Er machte diesmal kurzen Prozeß, sagte den Jörgl kein Krachen und führte ihn auf den Korridor hinaus.

„Sie werden sofort das Theater verlassen!“ herrschte ihn der Polizeiführer an.

„Natürlich geh' i! Und gearn aa ne!“ rief der Jörgl empört. „I pleiß' auf enfer Theater! Die Leut' lassen ja too Raach' nit!“

Dieser Ausspruch entseffelte das schallende Gelächter der Umstehenden. Der Polizeiführer zog mit dem Jörgl schleunigst ab. Das Publikum theilte tr beiterster Stimmung wieder auf seine Plätze zurück, und die Vorstellung konnte von da ab ihren unge-störten Verlauf nehmen.

Das schöne Bild, das der Jörgl in der Ecke in seiner „Loge“ verpackt hatte, bekam er pünktlich zugestellt. Der Jörgl und die Rosina haben geheirathet. Ueber ihrer doppelspannigen Bettstatt in der Kammer hängt sich das Bild vom Canale grande in Venedig.

Auf seiner Innsbrucker „Roas“ kommt der Jörgl noch oft zu sprechen. Dann meint er wohl: „Rein ist's auf Sprungg' g'wesen und ver-sucht noke! Schad' nur, daß i dös schone Stud nit fertig derlösh' hab'! Aber wartet's nur! Wenn i wieder a Erbschaft mach', fahr' i mit der Rosina auf Sprungg'! Und da lassen wir uns dös Stück ganz al-loon vorspiel'n! Da wird man wohl nacker sein Fried' hab'n!“

Ueberflüssig.

Ein der fähigsten und bekanntesten Anwälte von New York war James Gruber, der sich aus kleinsten Verhältnissen zu Bedeutung und Wohlstand emporgearbeitet hatte. Sein Erfolg wird am besten durch folgende Anekdoten aus seinen Jugend-jahren erklärt.

Eines Tages war er auf der Suche nach einer Beschäftigung, als er an einem Laten ein Schild mit den Worten „Laufjunge gesucht“ gewahrte. Er nahm daselbe ab und betrat den Laden, wo der erlaunte Anhaber ihn sofort mit den Worten begrüßte: „Warum hast du denn das Schild mit herein gebracht?“

„D.“ entgegnete Gruber, „das ist überflüssig, denn Sie brauchen jetzt keines mehr, da ich die Stellung annehmen werde.“

Vor der Entscheidung.

Der alte Baron bewirbt sich um meine Hand. Er soll ungezählte Millionen besitzen. Gut, dann will ich ihm seine Jahre auch nicht weiter nachrechnen.“



Orghartig.